

»EXZELLENZ« = MASSE: UNIVERSITÄTSFINANZIERUNG ALS LEISTUNGSBELOHNUNG?

WINFRIED MENNINGHAUS

Leistungsmessung, leistungsbezogene Mittelvergabe, Leistungskennzahlen: die Vermehrung dieser Worte und der damit befassten Bürokratie gehört maßgeblich zur neuen Realität der deutschen Universitäten. Der Gedanke liegt nahe, den begehrten »Elite«-Status einer Universität durch Regelungen zu befördern, die »Exzellenz« in Forschung und Lehre belohnen. Und so geschieht es jetzt: die Mittelzuweisungen an die Universitäten sind – in Jahr für Jahr steigendem Umfang – direkt abhängig von einer Leistungsbilanz. Zeit also zu fragen, ob die dabei verwendeten »Leistungsmerkmale« tatsächlich so gewählt sind, dass »Exzellenz« belohnt wird. Ich orientiere meine Überprüfung exemplarisch an dem Kriterienkatalog, den das Land Berlin vertraglich mit den Berliner Universitäten festgeschrieben hat. Die Problemlage ist bundesweit dieselbe.

Die erste Säule der Bewertung ist die Lehre. Sie schlägt mit 50% zu Buche. Das ist ein angemessenes Gewicht und eine klare Stellungnahme: die lange übliche Gleichgültigkeit gegenüber mangelndem Engagement von Professoren in der Lehre gerät massiv unter Druck. Doch wie wird die Exzellenz der Lehre gemessen? Vor allem durch zwei Indikatoren. Der erste ist die Auslastung mit Studierenden, der »Dienstleistungscoefficient«: je mehr Studierende je Professor, desto besser für die Leistungsbilanz. Der zweite ist die Anzahl der Studienabschlüsse in der Regelstudienzeit bzw. in der Regelstudienzeit plus 2 Semester: je mehr Absolventen, desto besser. Das war es auch schon. Eine qualitative Evaluation der Lehre und der Abschlüsse fehlt völlig. Das System belohnt nicht »Qualität« und »Elite«, sondern Masse. Es versucht nicht einmal zu verbergen, was es ist: ein Sparprogramm zugunsten möglichst billiger Studienplätze mit hohem Umsatz studentischer »Kohorten« (so der offizielle Ausdruck!). Gewiss kann von einer funktionierenden Universität eine hohe Lehrleistung bei hoher Abschlussquote erwartet werden; ebenso unstreitig lag hier ein dringend zu behebender Mangel des alten Systems. Aber ohne eine qualitative Bewertung von Lehre und Abschluss wird nichts als der reine Durchfluss von Studierenden gemessen. Am

besten würden Universitäten nach den geltenden Kriterien abschneiden, wenn sie ab sofort alle Studienplatzbewerber zulassen und mit möglichst geringen Anforderungen durch das Studium winken würden. Hohe Anforderungen könnten mehr Studienabbrecher und mehr Wiederholungssemester bewirken; das würde der Bilanz – und mithin der finanziellen Ausstattung – schaden.

Unter Bewertungsdruck stehende Systeme sind besonders »lernfähig«. Die einzige mit Sicherheit vorhersehbare Konsequenz des Evaluationsmodells ist daher eine Tendenz zum massenhaften Billig-schnell-Studium – nicht aber »Exzellenz« und »Elite«. Der Zielkonflikt könnte nicht klarer sein: international anerkannte »Elite«-Universitäten werben typischerweise mit guten Betreuungsrelationen; die lineare Kopplung von Absolventenzahlen und Geldzuwendung belohnt dagegen das maximale Ausreizen der Mengenbelastung.

In dieses Bild passt ein Masterplan, der inzwischen in ganz Deutschland kurz vor der Serienreife steht: Professoren werden aus den ersten drei Studienjahren (dem B.A.) weitgehend oder ganz abgezogen; ersatzweise werden billige Dozentenstellen mit riesigem Lehrdeputat geschaffen. Auch diese Maßnahme kennt nur ein Ziel: billigen Massenumsatz. Unsere amerikanischen Vorbilder dagegen werben damit, dass die Studierenden vom ersten Semester an forschungsnah auch von den renommierten Professoren unterrichtet werden. Das deutsche Universitätssystem ist im Begriff, dies nicht einmal mehr als Idealfall anzustreben. Wenn von »Exzellenz« in Forschung und Lehre die Rede ist, wird damit nur noch ein kleiner abgehobener Bereich von der Promotion aufwärts gemeint. Nur dieser Bereich wird auch von den im laufenden bundesweiten Exzellenz-Wettbewerb ausgeschriebenen Graduiertenschulen und Forschungscustern profitieren. Der Rest von Studium und Universitäten wird derweil umso enthemmter dem Diktat billiger Schnelldurchläufe möglichst großer studentischer »Kohorten« preisgegeben.

Wo Massenumsatz ohne Kontrolle durch Qualitätsmerkmale Hauptkriterium für die Finanzierung der Universitäten wird, da ist zusätzlich ein anderer Negativeffekt vorhersehbar: kleine Fächer mit unterdurchschnittlichen Studentenzahlen werden nicht mit Masse »punkten« können und daher zur Belastung der Universitäten werden. Die Diversität der Fächer, ein zu Recht gelobtes Merkmal gerade der Berliner Hochschulandschaft, gerät unter Abschaffungsdruck. Schon jetzt müssen sich diese Fächer innerhalb der Universität gönnerhaft versichern lassen, dass man das Problem durchaus sehe, ihnen aber einen besonderen Artenschutz angedeihen lassen werde. Es wird sich zeigen, wie lange und in welchem Umfang guter Wille gegen den Druck der allein Geld bringenden Studenten- und Abschlusszahlen standhaft bleibt.

Die zweite Säule der Bewertung: die Forschung. Von den 45%, die auf sie entfallen, wird der weitaus größte Teil bemessen an der Einwerbung von Drittmitteln. Drittmittel sind ein guter Indikator von Forschungsaktivitäten und von Vertrauensvorschüssen durch außeruniversitäre Institutionen. Die Exzellenz der mit diesen Mitteln geleisteten Forschung kann aber letztlich nur an deren wissenschaftlichen Resultaten, nicht aber an den reinen Geldumsätzen bemessen werden – abgesehen davon, dass geisteswissenschaftliche Forschung auch ganz ohne Drittmittel auskommen kann und daher durch das Drittmittelkriterium strukturell benachteiligt wird. Die internationale Reputation eines Wissenschaftlers hängt allein daran, was er publiziert hat, nicht aber daran, wie viel Geld er dafür ausgegeben hat. Es gibt einen »citation index«, aber keinen internationalen Drittmittel-Index. Wer erfolgreich Geld eingeworben und es produktiv eingesetzt hat, der wird – mit Zeitverzögerung – automatisch über die Rubrik publizierter Forschungsergebnisse belohnt. Es bedarf also, konsequent gedacht, überhaupt keiner eigenen Gratifikation für reine Geldumsätze. Wo dagegen auch oder gar ausschließlich der Geldumsatz belohnt wird, da wird unproduktive Mittelverwendung genauso honoriert wie kreative; ja es wird zur Verschwendung von Steuer- und Stiftungsgeldern eingeladen. Aus ökonomischen Gesichtspunkten wäre ein Wissenschaftler besonders dafür zu belohnen, dass er mit möglichst geringen Geldmitteln möglichst substantielle Ergebnisse erzielt. Das jetzt eingeführte Bewertungssystem aber honoriert ausschließlich die Bemühung um Geldmittel per se (und auf der »output«-Seite allein die fertiggestellten Dissertationen); die Forschungsergebnisse der Professoren dagegen spielen für die »Mittelbemessung« überhaupt keine Rolle auf Landesebene (0%) und nur eine lächerlich geringe Rolle in der inneruniversitären Mittelverteilung (4,5% an der Freien Universität, die sich vergeblich dafür eingesetzt hatte, dass diesem Merkmal größeres Gewicht zugemessen wird). Mit dem, was international unter akademischer »Exzellenz« der Forschung verstanden wird, hat die Bewertung also wenig bis gar nichts zu tun. Sie verschenkt außerdem, was sonst gern verbissen verteidigt wird: nämlich die Länderhoheit. Wenn die Hochschulfinanzierung der Länder in so hohem Maß die überwiegend von Bundesinstitutionen kontrollierten Drittmittelflüsse abbildet und verstärkt, dann verzichtet sie de facto auf eigene Richtlinien.

Die dritte Säule des MBM (Mittelbemessungsmodells): »Frauenförderung« (5%). Man muss zugeben, dass Politik und Hochschulen es damit wirklich ernst zu meinen scheinen. Denn wo auf der Welt gibt es ein Universitätssystem, in dem »Frauenförderung« als »Leistungsmerkmal« ein höheres Gewicht hat als die Publikationsbilanz der Professoren?

Die Bilanz könnte ernüchternder nicht sein: Das gesamte Hochschulsystem befindet sich seit Jahren in einem Zustand akuter Selbstbeschäftigung mit dem erklärten Ziel der Verbesserung. Herausgekommen ist ein Belohnungssystem, das vieles bewertet und befördert – nur nicht die »Qualität« von Lehre und Forschung. Dass es schwer ist, zuverlässig die »Exzellenz« von Lehre und Forschung zu messen, ist unbestritten. Daraus aber die pragmatische Konsequenz zu ziehen, nur noch Absolventenzahlen und Geldströme zu ermitteln, erzeugt nicht nur theoretisch eine riesige Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit der Leistungsbewertung. Dieses System ist vielmehr von höchst realer Schädlichkeit für die Universitäten.

Zu den bereits eingetretenen Schäden zählt, dass Neuberufenen aggressiv ein bestimmter Umfang an »Drittmittel-Akquisitionen« diktiert wird, und zwar ganz unabhängig von dem wissenschaftlichen Nutzen dieser Geld-Akquisitionen. Für Naturwissenschaftler mag dies eine harmlose Anforderung sein, da sie ohne Drittmittel überhaupt nicht forschen können. Ein Literaturwissenschaftler aber, der etwa über Goethes frühe Lyrik forschen will, braucht dafür vor allem eine gute Bibliothek und hinreichend Forschungszeit. Eben die wird ihm genommen, wenn er dazu verurteilt wird, in jedem Fall einen zeitfressenden – und überdies in mindestens zwei von drei Fällen fruchtlosen – Drittmittelantrag zu stellen. Die Verhinderung kreativer Forschungsarbeit auszuschließen, müsste ein vorrangiges Ziel jedes »Mittelbemessungsmodells« sein, das vorgibt, Exzellenz in Lehre und Forschung zu befördern. Die »Leistungsmerkmale«, die jetzt implementiert werden, sind weit davon entfernt, dies zu leisten.